

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 42

Artikel: Die Drei [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645332>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 42 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 22. Oktober 1921

Heimkehr.

Von Hermann Lingg.

In meine Heimat kam ich wieder,
Es war die alte Heimat noch,
Dieselbe Luft, dieselben Lieder,
Und alles war ein Andres doch.

Die Welle rauschte wie vor Zeiten,
Am Waldweg sprang wie sonst das Reh,
Von fern erklang ein Abendläuten,
Die Berge glänzten aus dem See.

Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremder Menschen fremd' Gebahren;
Wie weh, wie weh mir da geschah!

Mir war, als rief es aus den Wogen:
Flieh, flieh, und ohne Wiederkehr!
Die du geliebt, sind fortgezogen,
Sie kehren nimmer, nimmermehr.

Die Drei.

Ein Bild von Ernst Zahn.

2

Wie seltsam er spricht, dachte Wilma. Es war ihr halb bang, halb fröhlich zu Gemüt.

„Ich wenigstens würde — wohl oft hier vorüberreiten, wenn — —“ setzte er hinzu. Er suchte ihren Blick, aber sie wich ihm aus wie ein gejagtes Vöglein.

„Ich muß weiter,“ sagte er. Sie hörte den kleinen Seufzer, der hinter seinen Worten klang. Irgendwie tat er ihr leid.

Als er zum Abschied die Hand durch die Gitterstäbe steckte, legte sie die ihre hinein.

Er hielt sie mit festem Druck. „So ist das Leben,“ sagte er. „Es treibt die ewig aneinander vorbei, die gerne weilen möchten.“

Wilma hatte es auf der Zunge, zu fragen: „Wer bist du denn, daß du so sprichst?“ Aber sie brachte keinen Ton heraus.

Er neigte sich ganz nah zu ihr. „Leben Sie wohl,“ sagte er mit verhaltenem, erschüttertem Ton, der ihm tief herauf zu kommen schien.

Wilma war ganz schwindlig und verwirrt, als er jetzt ihre Hand freigab und sein Pferd zu einem jähen Sprunge spornend von ihr fort ritt.

Er drehte sich noch einmal um, in einem seltsamen Schwanken, ob er noch verweilen sollte, in einem Zweifel, ob er wiederkommen würde. Viele hatten schon an seinem Wege gestanden. Er winkte der einen mit der Hand, zärtlich, zögernd. Dann ritt er weiter. Auf der Satteldede stand der Name Giovanni.

Das junge Mädchen sah ihm nicht nach. Es machte sich an seine Arbeit zurück. Aber seine Gedanken waren nicht dabei. Die Angst um die Kranke im Hause meldete sich um. Daneben hatte sie ein den Herzschlag beengendes Gefühl, als habe der Fremde ihr ein Leid getan. Und doch bedauerte sie, daß er schon fort war, und war neugierig, wer er war und ob sie ihn je wiedersehen werde.

Noch ganz benommen trat sie nach einer Weile mit ihrem gefüllten Korbe ins Haus zurück.

3.

Frau Anna starb in einer Nacht. Sie richtete sich plötzlich in ihrem Bette auf, an dem die Großmutter saß. „Mutter?“ sagte sie. „Ist es denn wirklich wahr?“

Frau Christine wußte, was sie meinte, daß sie fragen wollte, ob wirklich schon der Tod an sie kommen sollte. Sie sah die Schweißperlen auf der elfenbeinweißen Stirn,

aber sie antwortete nicht, sondern blickte die Sterbende nur in die Kissen zurück und war ruhig und gefaßt und stark.

Wilma saß halb angekleidet auf dem Ruhebett, das drüben an der Wand stand. Die Großmutter hatte sie geweckt. Sie fror vor Kälte, aber mehr noch vor Furcht. Und noch immer lastete auf ihr eine seltsame Wirrnis der Gedanken. Der Rest eines Traums oder einer Erinnerung quälte sie noch: sie sah einen Reiter auf einem edlen Schimmel.

Frau Anna schaute nach der Greisin und dem Kinde. Ihr Wort, daß sie nicht mehr leben wolle, wenn die Mutter gestorben sei, erschien ihr auf einmal wie eine Sünde. Mit einer gewaltsamen Anstrengung wollte sie Herr werden über das, was sie jetzt unrettbar von dannen riß. Ein fast wilder Wille zum Leben sprang in ihr auf, aber es war zu spät. Schon sekte ihr Herzschlag aus. Dann durchlief ein Zittern ihren Körper. Ein leises Stöhnen entfuhr ihr.

Frau Christine erhob die schlanke, schmerzfundige Rechte. Langsam strich sie über die Lider der Tochter. „Wilma“, sagte sie.

Das kleine Mädchen kam heran. Dann verstand es und warf sich schluchzend am Bette nieder. Es war ihr erster großer Schmerz.

Die alte Frau weinte nicht. Sie ging in die Wohnstube hinüber und nahm die dunkle Vase, die auf dem Tisch stand und mit den leuchtenden Kapuzinerblüten gefüllt war. Die stellte sie neben das Bett. Und nachher berührte sie mit den Fingerspitzen Wilmas Schulter und hob die Fassungslöse auf. „Komm“, sagte sie. „Wir müssen uns darein finden.“

Sie führte die Enkelin ins Wohnzimmer hinaus.

„Wir müssen überlegen, was zu tun ist,“ sprach sie hier. „Wir haben so sehr für uns gelebt, daß wir nicht mehr wissen, was wir der Welt schuldig sind.“

„Ich will den Pfarrer um Rat bitten,“ schlug Wilma vor.

Sie ließen sich auf zwei Stühle nieder und gerieten ganz unbewußt in eine Besprechung der Lage, die durch den Tod der Mitbewohnerin geschaffen war. Seltsame traumhafte Erinnerungen an den Reiter verwirrten dabei manchmal Wilmas Urteilskraft. Frau Christine jedoch erkannte immer deutlicher, wie beider Zukunft allein auf ihren eigenen schwachen Schultern ruhte, und die sonst so Tapfere und Selbstsichere wurde darob von einer so heftigen Beklemmung befallen, daß ihr Hände und Herz zu zittern begannen.

Der Morgen lugte schon in die Scheiben, grau, mit an den Bergen hängenden Nebeln. Einzelne Tropfen fielen weit verstreut wie schwere Tränen ins Land. „Es geht eben doch nicht ohne die andern,“ sprach die alte Frau. „Was sollte aus dir werden, wenn —“

„Daß uns nicht grübeln,“ antwortete das Mädchen. „Du wirst noch lange bei mir bleiben.“

Die Großmutter schwieg.

Aber es war merkwürdig: Wilmas Seele war gespalten. Sie konnte nicht recht traurig sein, daß die Großmutter fand, sie seien zu einsam gewesen. Sie fühlte auch den Verlust, den sie heute Nacht erlitten, nicht völlig. Sie hatte ein kleines Verlangen in den Garten hinab zu laufen,

die Straße hinab zu blicken, auf der ein Reiter verritten war.

Die alte Frau sah sie an. Es war, als spürte ihr altes, weißes Gemüt jede Regung des jungen andern. Sie fühlte, wie der junge Flattersinn wanderte.

„Ich dachte, du wärest hier sicher, bis du reif und stark genug geworden,“ sprach sie wieder.

„Ich bin es doch,“ erwiderte Wilma.

Die Großmutter sagte: „Wer weiß.“ Und nach einer Weile: „Die Welt ist schlecht, und du kennst sie nicht.“

Wilmas Blick haftete am Boden. Weshalb das alles, dachte sie fast ein wenig ungeduldig.

„Wenn erst das Begräbnis vorüber ist“, sagte Frau Christine, „will ich ernsthafte Schritte tun für deine Vergebung. Und als sie von dem Begräbnis sprach, kam ihr Leid um die Tote stärker zurück. Sie erhob sich und ging wieder zur Tochter hinüber. Sie fuhr mit der Runzelhand glättend über das weiße Deckbett der Toten, als müßte sie diese um Verzeihung bitten.

In diesem Augenblick durchbrach ein wenig Morgensonne den Nebel und spielte um das Fenster der Wohnstube, an dem ein Vogelbauer hing. Der Vogel begann leise zu singen. Er möchte hinaus, dachte Wilma unwillkürlich, er möchte — hinaus.

Zwei Tage später war das Begräbnis. Zwei schwarze Pferde standen vor dem Sargwagen. Als Leidtragende fuhren in einer zweiten Kutsche nur der Pfarrer, der Arzt, die Großmutter und Wilma mit. Die Männer nahmen auf dem Rücksiß Platz. Die Großmutter sah in ihrem schwarzen Kleide gebrechlicher aus als gewöhnlich, auch war ihr stilles, weißes Gesicht sehr blaß. Aber so alt sie schien, so lebensfrisch waren Wilmas Züge. Es war, als ob ein kühler, starker Morgenwind darüber gegangen. Die Wangen waren gerötet und aus den dunklen Zöpfen schaute das Gesicht mit solcher Anmut, daß die beiden alten Herren während der langsamen Fahrt zum Friedhof der Toten vergaßen und immer nur die anschauten, die das blühende Leben hatte.

Auf dieser Fahrt sagte die Großmutter plötzlich: „Die Herren des Waisenamtes sind schon dagewesen, Wilmas wegen.“

So jäh fiel diese Bemerkung in ein langes Stillschweigen, und lag so weit ab von dem, was sonst wohl in einem Trauerwagen zu sagen schicklich und Gewohnheit ist, daß jedermann inne wurde, es beschäftigte die alte Frau noch etwas viel tiefer als der Schmerz um die verlorene Tochter.

Die beiden Herren wußten auch nicht gleich, was sie erwidern sollten, doch fand der Pfarrer es nötig, mit einiger Salbung zu bemerken, es sei ja ein Glück, daß der Staat um arme Waislein sich so rasch kümmere.

Eine neue Stille folgte. Die Wagen zogen langsam durch die Herbstlandschaft, deren Sterben eine leise Sonne zu verhehlen suchte. Ein starker Geruch faulenden Laubes drang durch das offene Fenster. Der Großmutter legte er sich eigentümlich beengend auf die Brust. Aber sie spann in sich den Gedanken weiter, dem sie Wort gegeben. Sie vergegenwärtigte sich den Besuch der Ortsbehörden, die mit

feierlichen Mienen erklärt hatten, anlässlich des Todesfalls und in Abwesenheit des verschollenen Vaters mühten sie selbst einmal für Wilma zum Rechten sehen. Trotzdem sie sehr höflich gewesen, hatte es Frau Christine kalt angewehrt. Die Menschen, mit denen jene sich von Amts wegen zu be-fassen hatten, waren, so schien ihr, ein wenig wie die Zahlen, die sie in ihren Büchern stehen hatten. Es bedrängte sie, daß Wilma einst ihrer Obhut überlassen bleiben sollte. Sie nahm sich abermals vor, gleich nach der Heimkehr an den Freund im Welschland zu schreiben. Gleichzeitig aber wuchs die Unruhe, die sie nun schon besaß. Sie fühlte sich unwohl und wie bedroht. Sie dachte an die Tote und re-dete gleichsam mit ihr: Warum hast du uns das angetan, von uns zu gehen, da wir dich so nötig brauchten! Dann fühlte sie wieder Wilma neben sich und brauchte sie nicht anzusehen, spürte aus wesenlosen Dingen, daß etwas war, was auch ihre Trauer zerstreute, etwas Seltsames, wie ein leiser Wind, der auf einem dunklen See Kräuselwellen schafft, etwas Unerklärliches, das ihr das Kind, das ihr so nahe gestanden, ferner rückte, immer — leise — ferner.

Als die zwei Kappen vor dem Friedhof hielten, der Sarg herabgenommen und zu einer offenen Grube getragen wurde, stiegen auch die vier Insassen des Begleitwagens aus. Gefolgt von den zwei Herren, schritten die Großmutter und Wilma dem Grabe zu. Die alte Frau hatte einen Arm durch den des Mädchens geschoben. Ihr Herzschlag setzte ein paar-mal aus, vielleicht vor Erregung, auch zitterten ihr die Knie und sie war froh, eine Stütze zu haben.

Aber als am Grabe eben der Pfarrer eine kleine Ab-dankungsrede beginnen wollte, fühlte Wilma, wie die Groß-mutter hastig und wie in plötzlichem Schrecken fester ihren Arm umklammerte. Und noch bevor sie sie halten konnte, sank Frau Christine mit einem leisen Seufzer neben ihr zu Boden.

Der Arzt sprang hinzu. Auch der Pfarrer neigte sich über sie. Wilma aber, deren Sinne während der Fahrt wie in einem Nebel gewesen waren, warf sich neben der alten Frau nieder und sah mit wachsendem Entsetzen, daß kein Leben mehr in ihr war.

„Ein Herzschlag,“ sagte der Arzt zum Pfarrer.

Man trug die Tote ins Haus des Friedhofgärtners. Wilma folgte willen- und bewußtlos. Die beiden Männer sprachen sanfte, liebevolle Worte zu ihr. Sie nickte zu allem, was sie ihr vorschlugen, und folgte dem Pfarrer nach einer Weile mit derselben Willenlosigkeit zum Wagen, der sie hergebracht hatte, während ihre eine Tote still begraben und die andere im Gärtnerhause aufgebahrt wurde.

Während der Fahrt weinte sie. Sie fühlte, daß ein großes Unglück noch größer geworden war, und sie hatte Heimweh nach den beiden Frauen, die bisher ihr Leben behütet hatten, aber sie gab sich noch kaum Rechenschaft, daß sie keine der beiden daheim mehr antreffen werde.

(Schluß folgt.)



Fränkisches Haus. Fachwerk- und Riegelbau. (Netstal, Glarus.)

Herbstbilder.

Herbstzeitlosen blüh'n im Grafe, —
Blätter fallen von der Linde;
Drunter sitze ich und blase
Frisch ein Tänzchen in die Winde. —

Ei! so tanzt doch auch ihr Buben,
Laßt euch dreh'n, ihr Riechermädchen!
Früh genug hockt ihr in Stuben
Blaudernd bei den Spinnerädchen.

Mit den Blumen, die wir finden,
Mit den letzten, laßt uns Kränzchen
In die braunen Locken winden!
Und nun kommt zu einem Tänzchen! —

Herbstzeitlosen blüh'n im Grafe,
Blätter fallen von der Linde;
Drunter sitze ich und blase
Mir ein Liedchen in die Winde. —

Der Herbstwald loht in letzter Sonnenglut:
Ein Schrei nach Leben noch im Todesbängen.
Verlassen rings der Ackerboden ruht;
Die Himmel voller Feuerfahnen hangen. —

Die Sonne sinkt. — Der Wald steht stumm und matt.
Die letzten Himmelsgluten Nebel locken.
Leis in den Schoß der Nacht fällt Blatt um Blatt,
Darein die ersten, weißen Wirbelflocken. —

S. F.

Ursprung und Entwicklung des Schweizerhauses.

(Fortsetzung.)

Die Urformen des Schweizerischen Alpenhaus-Typs er-fuhren schon im Mittelalter mannigfache Veränderungen, in-dem sie mit anderen Bautypen vermischt wurden. Diese